

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

84 (21.10.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 21. Oktober 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

Nro. 84.

Ein Opfer.

Sechs Meilen von Nantes erhebt sich mitten im Walde das Schloß von Kereuare, eines jener poetischen Ueberbleibsel, welche noch jetzt den Boden der Bretagne bedecken. Von dem Heere der Republik in Brand gesteckt, wurden die Wohnungen, welche sich am Fuße des Hügelns lagerten, nicht wieder aufgebaut, nur das Schloß blieb stehen wie ein alter Krieger, der, nachdem er alle seine Waffengefährten niederstinken sah, zu kämpfen aufgehört hat und ruhig seinen Tod erwartet. Das Gebäude wird nicht mehr bewohnt, aber erst vor wenig Jahren hat sich daselbst eine rührende Geschichte zugetragen.

Im Jahre 1815 kehrte der Graf von Kereuare auf das Besizthum seiner Väter zurück. Er war arm, aber edel und widmete sich ganz der Liebe für seine Tochter, welche ihm seine sterbende Gattin zurückgelassen hatte.

Marie wuchs und blühte in diesem mittelalterlichen Schlosse wie eine Blume in einem seltsamen Gefäße. Sie war mit sechs- zehn Jahren die Freude und der Stolz ihres Vaters. Sie war ein schönes Mädchen, ernst und heiter zu gleicher Zeit. Von der Mutter hatte sie das sanfte und zarte Wesen geerbt, von ihrem Vater den kräftigen, männlichen Sinn, den ihre einsame Erziehung noch mehr entwickelte. Sie wurde mit kriegerischen Erzählungen eingewiegt und ihre Einbildungskraft mit helden- muthigen Ereignissen genährt: aber sie milderte diese kühnen Gesinnungen durch eine bewunderungswürdige Güte. Zu Pferde konnte man sie mit fliegenden Locken für eine Amazone halten, neben ihrem Vater für ein schüchternes und sanftes Kind. Ihr Vater war die größte Leidenschaft ihres kurzen Lebens. Sie liebte ihn mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit und als Herr von Grandlieu ihre Hand forderte, wußte sie noch nicht, daß es eine andere Liebe und andere Bande geben könne, als die, welche sie an ihren Vater fesselten.

Danach war diese Verbindung der Liebungsraum beider Familien. Der Graf Kereuare und der Vater des Herrn von Grandlieu waren Waffenbrüder. Beide waren zu derselben Zeit auf ihre Güter zurückgekehrt, nachdem sie dieselben Gefahren bestanden und unter derselben Fahne gekämpft hatten. Sie waren mit der süßen Hoffnung alt geworden, ihre Kinder mit einander zu verbinden und als Herr von Grandlieu starb und seinem Freunde in die Gruft voranging, war dies sein letzter Wunsch auf dem Sterbebette gewesen. Marie war damals noch ein Kind. Der junge Grandlieu, Herr seines Vermögens und seines Geschicks, machte damals große Reisen und kehrte erst nach einigen Jahren wieder zurück. Er war nach seiner Wiederkehr ein kalter und zurückhaltender Mensch, sonst von feinem und artigem Benehmen, kurz das, was man einen voll- endeten Edelmann zu nennen pflegt. Er fand Marie, ohne von ihrer Schönheit und Grazie betroffen zu werden, er sah Herrn von Kereuare, ohne ihn an die Vergangenheit zu erin- nern. Ihre Verbindung schien sich auf den Wechsel einiger Artigkeiten zu beschränken; aber eines Tages, sei es Liebe, was ihn bewegte, oder kindliches Pflichtgefühl, sei es, daß er seinen eigenen Gefühlen folgte, oder nur dem letzten Willen seines Va- ters gehorchen zu müssen glaubte, verlangte der junge Grandlieu Mariens Hand.

Er war jung, edel an Geist, schön von Gestalt, es war also nichts vorhanden, was eine Einbildungskraft von sechs- zehn Jahren entsetzen konnte, dennoch erschrock Marie. Sie hatte

keinen Widerwillen gegen diese Ehe, sie schätzte die guten Eigen- schaften des Herrn von Grandlieu sehr hoch, aber sie fühlte sich nicht unwiderstehlich hingezogen. Außerdem war sie noch so jung. Von seiner Seite, obgleich diese Heirath seine innigsten Wünsche erfüllte, hatte der Graf von Kereuare sich noch nicht mit dem Gedanken befreundet können, die einzige Freude seines Alters in den Armen eines andern Mannes zu sehen. Er be- schloß daher, daß man noch einige Jahre warten sollte, aber das Wort war einmal gegeben, und seitdem betrachteten sich die jungen Leute als Verlobte. Diese Umstände änderten nichts in der gegenseitigen Stellung. Herr von Grandlieu zeigte sich zwar aufmerksamer, aber nicht zärtlicher und mittheilender als sonst, so daß im Verlauf von sechs Wochen Marie Alles vergessen hatte und daß ihr Leben, einen Augenblick gestört, den gewöhn- ten ruhigen Gang wieder annahm. Vielleicht war es nicht un- möglich, unter der scheinbaren Kälte des ernstern jungen Man- nes eine tiefere Leidenschaft zu entdecken, aber was wußte das liebenswürdige, reizende Mädchen von einer Leidenschaft, die sie kaum dem Namen nach kannte.

Eines Tages jedoch hatte sie eine entfernte Ahnung davon. Als sie an dem Ufer des Flusses auf einem schmalen grünen Pfade ritten, scheute sich das Pferd, welches Marie trug. Das Ufer war nahe, das Thier wild, die Gefahr drohend. Herr von Grandlieu sprang von seinem Pferde, und hatte nur noch Zeit, Marie in seine Arme aufzufangen. Er war bleich, ent- kräftet, außer Athem, das junge Mädchen lächelte, als sie ihn in diesem Zustande sah.

„Wenn ich todt geblieben wäre, wie hätten Sie dann erst ausgesehen?“ fragte sie.

„Ich hätte mich ebenfalls getödtet,“ antwortete er kaltblütig. Marie blieb den ganzen Tag stillschweigend und in Ge- danken, aber dieser Eindruck verwischte sich bald wieder und das muthwillige Kind lachte nun darüber, weil dieses leiden- schaftliche Betragen in einem so großen Gegensatz zu dem ge- wöhnlichen ruhigen und zurückhaltenden Wesen des Herrn von Grandlieu stand.

Die Ereignisse waren auf diesem Punkt angelangt, als einige Geldgeschäfte die Schwester des Grafen Kereuare nach Nantes brachten. Ihr Bruder hatte ihr nie das verziehen, was er eine Mißheirath nannte, und seit zwanzig Jahren we- nigstens war jede geschwisterliche Verbindung zwischen Beiden abgebrochen. Nach 1815 hatte der alte Graf mehr als je jede Annäherung an Herrn Duvivier, seinen Schwager, zurückge- wiesen, da dieser zu den einflussreichsten Mitgliedern der libera- len Partei gehörte, und so weit ging seine unerbittliche Strenge, daß seine Tochter nicht einmal wußte, daß sie noch andere Verwandte als ihren Vater habe. Madame Duvivier, sonst eine gute Frau, hatte lange Zeit von diesem brüderlichen Stolz ge- litten, doch endlich sich darin gegeben. Aber in Nantes, in der Nähe ihres nicht so geliebten Bruders, des väterlichen Hauses, in welchem sie ihre Jugend verlebte, fühlte sie ihr Herz bewegt und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Die heimathliche Luft ist so mächtig, sie bewahrt stets den Duft unserer Jugend- zeit, und Keiner kann dieselbe athmen, ohne ein bezauberndes Bild zu sehen, einen Ton des Lebensfrühlings zu vernehmen. Was nun immer der Grund seyn mag, Madame Duvivier konnte sich nicht entschließen, abzureisen, ohne einen letzten Ver- such zur Versöhnung gemacht zu haben, sie hoffte auf den Ein-

fluß der Gegend, auf die Macht der Erinnerung und auf die Unterstützung ihrer Nichte und ihres Sohnes.

Eines Tages kam ein junger Mann auf das Schloß von Kereuare. Er sprach den Grafen mit furchtsamer Miene und zitternd an, und da er Zug für Zug seiner Mutter glich, fühlte der Graf bei seinem Anblick sein Herz bewegt. Es herrschte einen Augenblick ein tiefes Schweigen, endlich sagte eine rührende Stimme:

„Ich bin der Sohn Ihrer Schwester!“

Dabei hob der junge Mann seine Augen zum Grafen sehend empor.

„Deiner Schwester!“ rief Marie, welche zugegen war.

„Umarne Deine Cousine,“ sagte barsch der Graf, der seine Rührung unter dem rauhen Wesen zu verbergen suchte.

Octave küßte ehrfurchtsvoll die Hand des jungen Mädchens, sehr erstaunt an Stelle einer Tante, eine junge Cousine zu finden.

„Ich mag Deine Mutter nicht sehen,“ fügte der Graf mit bewegter Stimme hinzu, „wo ist sie denn?“

Bei diesen Worten öffneten sich die Flügelthüren des Saales und Madame Duvivier erschien. Ihr Bruder streckte ihr die Arme entgegen und Beide hielten sich lange sprachlos umschlungen, während die jungen Leute sich erstaunt und erfreut betrachteten.

Madame Duvivier und ihr Sohn brachten drei Monate auf dem Schlosse zu. Um dieselbe Zeit war Herr von Grandlieu gezwungen, eine Reise vorzunehmen, und diese Abwesenheit verlängerte sich über den Termin hinaus, den er bestimmt hatte. Octave war was man einen lebenswürdigen jungen Mann nennt, glühend enthusiastisch, mehr äußerlich, leicht an Herz und Geist, elegant, beredt, von der Welt bereits angegriffen, aber noch naiv und frisch, kurz, er besaß alle Reize der Jugend.

Herr von Kereuare hätte ihn mit einem andern Namen gewiß geliebt, aber im Grunde genommen konnte er ihm den Vater nicht verzeihen. Während der drei Monate, daß seine Schwester bei ihm verweilte, wurde der Name Duvivier gar nicht erwähnt. Er unterließ, ihr irgend einen Vorwurf zu machen, und diese drei Monate vergingen der wieder vereinigten Familie wie ein bezaubernder Tag. Die Alten tauschten ihre Erinnerungen, die Kinder ihre Hoffnungen mit einander aus. Die Abschiedsstunde fiel allen schwer. Herr von Kereuare und seine Schwester fühlten, als sie sich verließen, daß sie sich niemals wiedersehen würden. Ihre Trennung war schmerzlich, aber sie wußten noch nicht, welche Leiden und wie viel Thränen ihnen bevorstanden.

Seit dieser Zeit trat eine Anfangs unmerkliche Veränderung in Mariens Stimmung und Wesen ein. Träumerisch zerstreut und unaufmerksam wurde sie in wenig Monaten, traurig, bizarr und unerklärbar. Sie nahm sich vor ihrem Vater zusammen, aber im Verborgenen sah man sie weinen. Die Rückkehr des Herrn von Grandlieu machte sie reizbar, seine Gegenwart wurde ihr jetzt unangenehm. Nur die Zärtlichkeit für ihren Vater blieb unerschütterlich. Deshalb war Herr von Kereuare der Letzte, der diese Veränderungen wahrnahm. Um ihn in Unruhe zu versetzen bedurfte es der Blässe seiner Tochter, welche sich in geheimen Kummer verzehrte. In der That, hatte Marie in einigen Monaten den Glanz ihrer Jugend verloren, ihre reine Stirn umwölkte sich, ihre Lippen wurden entfärbt, die Bläue ihrer Augen getrübt. Ihr Vater fragte sie, aber sie antwortete, daß sie glücklich sei und daß sie nicht wisse, was ihr fehle, da sie noch die Liebe ihres angebeteten Vaters besitze. Es ist wahr, daß, während sie so sprach, sich ihre bleichen Wangen mit Thränen netzten und daß der Greis fühlte, daß sie nicht mehr glücklich sei.

Bei dieser Gelegenheit bewies Herr von Grandlieu eine große Güte, wenn Marie auch oft verdrießlich schien, so wurde sie doch tief davon gerührt. Mehr wie einmal war sie versucht, sich ihm zu entfallen und ihm das Leid ihrer Seele an-

zuvertrauen, aber die Furcht, ihren Vater zu betrüben, drängte immer das Geheimniß, welches sie im Begriffe stand, zu verathen, wieder in ihren Busen zurück. Vielleicht scheute sie sich auch, den edlen jungen Mann zu kränken, den nichts entmuthigen konnte, weder ihr trüber Ernst, noch ihr räthselhaftes Stillschweigen, nicht die üble Laune, noch ihre seltsame Traurigkeit. Was sie nicht zu sagen wagte, hätte vielleicht eine Mutter geahnt, aber die Männer, selbst die klügsten und geistreichsten, was verstehen die von einem jungen Herzen? Herr von Kereuare, der sich bemühte, einen Grund zu finden, kam endlich zu dem Gedanken, daß es klug sei, eine Verbindung nicht länger aufzuschieben, welche vielleicht schon allzu lange verzögert war. Herr von Grandlieu sprach seine bescheidene Zweifel darüber aus, meinte jedoch, daß es möglich sei und daß es für ihn kein größeres Glück geben könne.

Von ihrem Vater befragt, antwortete Marie wie gewöhnlich, daß sie glücklich sei, daß es keine Eile habe und ihr lieber wäre, noch einige Jahre zu warten. Dies Alles sprach sie mit schmeichelnder Stimme, stehendem Auge, die Arme um den Hals ihres alten Vaters geschlungen und mit zärtlichen Vorwürfen und liebevollen Klagen vermischt.

„Bist Du Deines Kindes schon überdrüssig? ist Dir meine Gegenwart zur Last? Liebst Du denn Dein Kind nicht mehr?“

Kurz, sie gebrauchte die tausend Liebskosen eines verzogenen Kindes, das den Mann nicht nehmen will, der ihr von den Eltern bestimmt worden.

Herr von Kereuare bestand nicht mehr auf seinen Willen und überbrachte die Nachricht seiner Niederlage an Herrn von Grandlieu, der, ohne im Geringsten bewegt zu scheinen, mit ächt englischem Gleichmuth wiederholte, daß er stets bereit sei und kein größeres Glück kenne.

Seit der Abreise ihrer Gäste hatte Marie häufig von ihrer Tante und von Zeit zu Zeit über Octave mit ihrem Vater gesprochen. Aber seit Kurzem war der Widerwille des Herrn von Kereuare, der für einige Zeit schwieg, von Neuem erwacht.

Die liberale Partei wurde mit jedem Tage drohender. Bei allen Angriffen, welche gegen den Thron gerichtet waren, erschien Herr Duvivier immer in erster Linie, und der Rechenschaftsbericht der Kammern hatte Herrn von Kereuare in solche Wuth veretzt, daß Marie sich die Mühe nicht verdrießen ließ, jedesmal im Geheimen die Zeitung durchzulesen, bevor sie dieselbe ihrem Vater gab, um dieselbe unterzuschlagen, wenn die Sitzung stürmisch gewesen war und der Name ihres Onkels zu oft in derselben vorkam. Unglücklicherweise konnte sie nicht alle Tage ihrem Vater die Zeitung entfernen, und allmählig konnte der Graf, der sein Schloß wie ein Heiligthum der Monarchie betrachtete, sich es nie verzeihen, unter seinem Dache den Sohn eines erbitterten Gegners des Königthums bewirthen zu haben.

„Aber, mein Vater,“ fragte dann oft Marie mit der sanftesten Stimme, „fürchtest Du denn nicht, gegen den Sohn Deiner Schwester ein Unrecht zu begehen?“

„Was, ich und ungerecht, gegen einen solchen Wolf im Schafskleide?“

„Liebes Väterchen,“ pflegte dann Marie hinzuzufügen, indem sie sich voll Liebendwürdigkeit auf die Schultern des Alten lehnte, „bist Du es nicht weit mehr, der die Rolle des Wolfes spielt und mein Cousin das unschuldige Lamm, welches gewiß kein Wässerchen getrübt hat.“

Aber der Alte verstand hierin weder Ernst, noch Scherz. Das war der einzige Punkt, wo seine Tochter ihn nicht zu beugen vermochte, und wenn sie es versuchte, überließ er sich einem solch heftigen Redefluß, der sicher Marie zum Lachen gebracht hätte, wenn sie nicht darüber hätte weinen müssen.

„Die Duviviers!“ schrie er, indem er die Zeitung zusammenknitterte, welche er in seinen Händen hielt und die er vor Zorn auf die Erde warf, „die Duviviers! Du kennst sie noch

gar nicht, das ist eine Bande von Räubern, Mordbrennern und Raubmördern. Der Großvater hat im Konvent gefessen und für den Tod Ludwig des Sechszehnten gestimmt; mein Schwager, was thut er anders, als das Beil des Henkers schärfen? Diese Duviviers wollen keinen Gott und keinen König mehr."

"Aber Octave, mein Vater."

"Ist ein junger Wolf, der nach Blut lechzt."

"Der Sohn Deiner Schwester."

"Sie ist nicht meine Schwester mehr. Seit zwanzig Jahren hat sie ihr Geschlecht verläugnet, nun, Gott sei Dank, wir können's ertragen."

"Ein so guter junger Mensch, mein Vater, der Dich so sehr zu lieben scheint."

"Er hat das falsche Auge seines Vaters."

"Augen so blau, wie der reine Himmel."

"Ich hab' ihn genau beobachtet, er besitzt verdorbene Neigungen und Leidenschaften."

"Der gute, liebe Octave."

Alles, was Marie zu Gunsten ihres Cousins sagen mochte, vermehrte nur noch das Vorurtheil ihres Vaters, und das arme Kind endete damit, daß es sein Köpfchen sinken ließ und sich weinend entfernte. (Fortsetzung folgt.)

Die innern Menschen,

oder

Der öffentliche Gerichtshof im Menschen.

Von M. G. Saphir.

Dem Menschen wird es sehr leicht, Andere zu beurtheilen, hingegen sehr schwer, sich in ihre Lage zu versetzen, ohne welche Versetzung gleichwohl keine richtige Beurtheilung möglich ist.

Jean Paul, in „Titan."

In jedem Menschen stecken alle andern Menschen und nicht nur die Menschheit. In jedem Menschen steckt ein Doktor, ein Advokat, ein Beichtvater, ein Polizeibeamter, ein Oberflächenmeister, ein Architekt, ein General, ein Nachtwächter, ein Haibuf, ein Recensent, ein Kriminalrichter, ein Uhrmacher, ein Minister, eine Köchin, ein Rabbiner, ein Diplomat, ein Taschenspieler und noch Mehrere und Andere.

Geht der Mensch vor einem im Bau begriffenen Hause vorbei, so ist er Architekt: „Ich hätte das Ding so gebaut!"

— Besucht er einen Kranken, so ist er Arzt: „Folgen Sie mir und nehmen Sie das und das." — Erzählt man ihm einen Prozeß, sagt er: „Wenn ich Ihr Advokat wäre, so hätte ich das gethan!" — Erzählt man von einem Diebstahl, sagt er:

„Ich als Polizeidirektor würde das ganz anders anfangen!" —

— Liest er eine verlorne Schlacht, so sagt er: „Ich bin zwar kein General, aber wenn ich gesehen hätte, daß die Kavallerie von dort kommt, hätte ich die Infanterie von dort kommen lassen!"

— Erzählt man ihm von den Dresdner Conferenzen, so sagt er: „Ich hätte mit dem Mantuffel anders geredet!" — Führt er über den Semmering, so sagt er: „Ich als Ingenieur würde die Bahn durch den Adliggraben über den Regal dort und den Hügel da und bei jener Schlucht dort u. s. w. gebaut haben!"

— Hört er von den Finanzen, so sagt er: „Das ist Alles nichts, ich würde ein ganz neues Geld einführen, Gold und Silber ist ja nur Einbildung u. s. w." Kurz, jeder Mensch ist in sich überzeugt, es wäre Alles, was er wäre, besser als alle Andere, die das sind, was er wäre, aber nicht ist.

Aus dieser Ueberzeugung im Menschen kommt es, daß der Mensch beständig in sich ein öffentliches Gerichtsverfahren hat, daß er über Alles urtheilt, Alles beurtheilt und verurtheilt und zugleich exekutirt, denn in ihm sitzt ja Alles! Der Mensch ist bei diesem seinem öffentlichen Gerichtsverfahren in sich zugleich

Staatsanwalt, Ankläger, Präsident, Geschwornen, Zeuge, Richter und Vollstrecker.

Jeder Theil im Menschen hat sein eigenes Verlangen; der Mensch ist aus lauter innern und äußern Theilen zusammengesetzt, die stets ihr eigenes Verlangen haben: Das Verlangen des Magens heißt Hunger, das Verlangen der Leber heißt Durst, das Verlangen der Hand heißt Habsucht, das Verlangen des Ohres heißt Neugier, das Verlangen des Auges heißt Schaulust, das Verlangen der Sinne heißt Wohlkust, das Verlangen der Füße heißt Müßigang, das Verlangen des Geistes heißt Freiheit, das Verlangen des Herzens heißt Liebe, das Verlangen des Gemüthes heißt Sehnsucht und das Verlangen der Seele heißt Unsterblichkeit!

Aber die Milz und die Galle und die Nieren haben auch ihr Verlangen, und ihr Verlangen heißt: Schwarzsehen, Anklagen, Verurtheilen! Und endlich das Verlangen der Muskelkraft heißt: Steine auf die Menschen werfen!

Aber der Mensch im Innern, der innere Mensch soll den andern Menschen vom Außern nicht anklagen und nicht richten, ohne im Innern des Angeklagten alle Akten genau durchgelesen zu haben, und soll nicht urtheilen, bis er im tiefsten Innern des Angeklagten ergründet hat und erforscht alle Motive und Grundursachen, und bis vor ihm aufgedeckt liegt die angeschuldigte That, von dem Augenblicke an, wo sie Gedanke war bis zu dem Augenblicke, wo sie zur That in dem innern Menschen wurde; und verurtheilen soll der innere Mensch nicht, bis er sich selbst vollkommen und ganz und mit Kopf und Herz und mit Nerv und Muskel in die Lage des Angeklagten gesetzt hat!

Da ist ein Schuldiger, der zu schmähhcher Strafe, zum schändlichen Tode verurtheilt ist; begnügt Euch mit der Strafe des Himmels, mit der Gerechtigkeit der Gesetze, mit der Exekution des Richters, aber richtet in Euren Herzen nicht nach, seid keine innern Richter bis Ihr durchschaut habt das ganze Aktenheft von Minuten und Sekunden, die sein Verhängniß ihm geflochten hat; bis Ihr durchschaut habt das Labyrinth der Schicksale, in welches ihn das Schicksal gestoßen vom ersten Odem seiner Geburt bis zum Momente der That; bis Ihr gesehen und gehört habt all' sein Kämpfen, Ringen, Sträuben und sich Mühen gegen den Entschluß, bis Schmerz, Unglück, Weh, Zufall, Geschick, Blut, Vötheit, Reizung, Noth, Verzweiflung, Vergessenheit, Betäubung sich seine Seele so lange wie einen Ball zugeworfen haben, bis sie dem Fall nicht mehr entgehen konnte, dem gräßlichen! Darum richte nicht, Du innerer Mensch, sondern setze Dich in die Lage des Gerichteten, und dann —: Ecce homo! — (Fortsetzung folgt.)

Das heißt Pech!

Ein junger Israelit beabsichtigte eines Morgens auf der Eisenbahn von H. nach M. zu reisen, hatte sich ein Fahrbißet gelöst, wählte einen recht hübschen Sitzplatz im Wagen und verließ denselben nur, um sich nach seinem Gepäck umzusehen, welches dicht davor im Packwagen befindlich seyn mußte. Der Packmeister antwortete auf seine Anfrage, „ob er einen Koffer H. K. H. habe", diese Güter befänden sich noch in der Expedition. Der Jüngling eilte dorthin, findet aber daselbst ein so reges Treiben und Walten, daß es ihm anfangs nicht gelingt, zugelassen zu werden. Endlich erfährt er, daß sein Koffer richtig verladen ist. Hierauf wieder an die Bahn laufend, sieht er zu seinem großen Schrecken, daß der Wagenzug abgegangen ist. — Zum Nachmittagszuge stellt er sich wieder ein, und gedenkt auf sein zur Morgensfahrt gelöstes Bißet zu reisen. Beim Nachsehen der Fahrkarten bemerkte der Condukteur das unrichtige Bißet und weist den Passagier aus dem Wagen, damit derselbe sich ein neues kaufen möge. Der Geplagte will vom Einneh-

mer sein Billet unentgeltlich ausgetauscht wissen, disputirt lange Zeit, muß endlich doch bezahlen, erhält seine Fahrkarte und spricht vornehm: „so kann ich mer mit das andere Billet die Cigarre anbrennen.“ — Er thut's — hat aber leider die Billets verwechselt und das so eben erhaltene verbrannt. Der Zug soll abgehen — er läuft nach dem Wagen, weist seine Karte vor, wird zurückgewiesen und muß abermals in H. zurückbleiben. Am andern Morgen hat er diese Reise nach M. glücklich zurückgelegt, er fragt nach der Ankunft sogleich nach seinem Koffer und erfährt zu seinem höchsten Verdruß, daß derselbe nach H. zurückgesandt sei, weil es geheißen habe, der Reisende wäre in H. geblieben. In voller Verzweiflung benutzte er den nächsten Zug, um wieder zu seinem Koffer zu gelangen; doch dieser ist indes wieder nach M. gesandt, weil es bekannt geworden, daß dessen Eigentümer des Morgens dahin abgereist ist. So würde der Arme noch heute hinter seinem Koffer herreisen, wenn er nicht endlich dessen Ankunft abgewartet hätte.

Spruch eines Weisen.

Feil in der Erde steht der Fels gegründet;
Das Eisen stürzt ihn.
Stark ist das Eisen, trotzend seiner Dauer;
Das Feuer schmelzt es.
Verheerend ist des Feuers Macht;
Das Wasser löscht es.
Bermittelt ist die Donnerwolke;
Der Wind verscheucht sie.
Herbrausend ist der Wind, mit Sturm bewaffnet;
Der Mensch verlacht ihn.
Reck ist der Mensch, er wagt und meistert Alles;
Gram wirft ihn nieder.
Schmer trifft der Gram, die Lust des Lebens raubend;
Der Wein vertreibt ihn.
Allwirksam ist die hohe Kraft des Weines;
Der Schlaf vertilgt sie.
Biel tilgt der Schlaf und Alles tilgt und endet.
Der Todeschlummer.
Auch ihn besiegt und überlebt die Tugend
Und schwingt zum Himmel sich in ew'ger Jugend.

Die Birke und die Art.

„Warum treffen denn mich, du böse Art, deine Streiche,
Und der Zweischgenbaum dort, der alte Krüppel, bleibt steh'n?“
„Also klagt eine Birke; die Art ließ die Antwort ergehen:
„Weil es billigt ist, Freund, daß das Schöne dem Nützlichen weiche.“

Miscellen.

X Aufklärung in einem leeren Herzen ist bloß Gedächtniswerk, sie strenge übrigens den Scharfsinn noch so sehr an.
Viele Menschen unserer Tage gleichen den neuen Häusern in Potsdam, in die Friedrich II. zu Nachts Lichter setzen ließ, damit jeder denken sollte, sie seien — bewohnt. Jean Paul.
X Nie fühlt man mehr den innern Drang, geliebt zu seyn, als wenn man leidend ist. Malib.
X Die Begierde, ausgelernet zu schelmen, verhindert oft, es zu werden. Knigge.
X Als Thier dient der Mensch der Erde und hängt an ihr als seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Etückerwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen: für die Kräfte unseres Geistes und Her-

zens ist dieser Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unseres Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweist dieß sattsam. Hier und da kam ein Weiser, ein Guter, und streuete Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreiseten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen, und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Eltern. So wenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, so wenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Luftschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt Tausende her und nimmt Tausende hinweg von der Erde: sie ist eine Herberge für Wanderer, ein Irrenstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus, und wenn es auch, höheren Zwecken zu Folge, sich den Jahren nach nicht auslebt, so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da und es ist, was es seyn soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildete Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildete in seiner eigenen neuen Anlage, auch wenn es lebensfatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein anderes Daseyn ist, gegen den er wie ein Kind in den ersten Uebungen hier erscheint. Er stellt also zwei Welten auf einmal dar, und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens. Herder.

Navitätenkästlein.

© Eine Rattengesellschaft wird jetzt in Paris gezeigt, die Kunststücke sonderbarer Art vollführt. So tanzt eine alte Ratte mit schwürdigem Bart und Balancierstange in den Vorderpfoten auf dem Seile u. s. w.

© In den nächsten Tagen wird in Paris ein Ball stattfinden, auf welchem nur Damen unter 30 Jahren erscheinen dürfen. Es herrscht ein completter Paroxismus unter der Pariser weiblichen Welt, auf diesen Ball zu gelangen. Alle Mienen der Intrigue, Protection und Coquetterie läßt man springen. Auch soll dieser Ball nicht Abends bei Kerzenlicht, sondern am hellen lichten Tage abgehalten werden, damit die Herren Tänzer sich überzeugen können, daß sie wirklich frische Jugend und keine gemachte und angemalte vor sich haben.

© Ein von Brüssel nach Paris auf der Eisenbahn Reisender hatte seine Füße auf eine mit heißem Wasser gefüllte Wärmepfanne von Zink gestellt und war eingeschlafen. Auf einer Haltestation angekommen, wollte er aufstehen, aber zu seinem Erstaunen waren seine Sohlen ganz fest an die Wärmepfanne angeklebt, und als er mit Gewalt sich zu befreien suchte, gingen seine Sohlen in Fetzen, denn seine Stiefeln waren von Guttapercha. Unter lautem Gelächter seiner Mitreisenden stand er endlich barfuß da, und weil er seine Bagage schon vorausgeschickt hatte, so blieb ihm nichts übrig, als seine Füße in Lächer und Zeitungspapiere zu hüllen. Mit dieser Nothbekleidung mußte er sich auf dem ganzen Wege bis nach Paris behelfen.

© Scherzfrage. Welche Stiche kann selbst das zarteste Auge ertragen?

Räthsel.

Feuer tilgt stets Wasserfluth,

Nich setzt Wasser erst in Gluth.

Auflösung der Charade in No. 83:

T r e u e . R e u e .